

Jesus, der Unbenannte, der Anarchist, der Pazifist

Gedanken zwischen den Jahren 2008 - 2009

eigene und weiter getragene von und durch

Tristan Abromeit

Dezember 2008

www.tristan-abromeit.de

Text 67.3.2

- **Jesus und die Politik, von Wilhelm Mensching,
o. J.**
- **Aus griechischem Erbgut, Sokrates,
zusammengestellt von Wilhelm Mensching**

Jesus und die Politik

„Was hat Jesus mit der Politik zu tun? Laßt ihn doch aus der Politik heraus!“, so meinen manche und beschäftigen sich mit der Politik, aber nicht mit Jesus, oder umgekehrt mit Jesus, aber nicht mit der Politik. Was aber sind die Folgen dieser Trennung? Wie sind die Ergebnisse der Politik ohne den Geist Jesu?

Zwei Fragen ergeben sich:

1. Wie stellte Jesus sich zur Politik?
2. Lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden?

Diese Fragen sollen im folgenden erörtert werden.

1. Wie stellte Jesus sich zur Politik?

Weit verbreitet ist die Meinung, Jesus habe sich um Politik überhaupt nicht gekümmert. Man beruft sich dafür auf Jesu Wort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und erklärt: Jesu ganzes Sinnen gehörte dem höheren, geistigen, überirdischen oder jenseitigem Leben der Seele. Daneben war ihm diese Erde unwichtig. Er erwartete ihren baldigen Untergang und überließ sie ihren Politikern, dem Kaiser und seinem Statthalter, dem König Herodes und dem Hohen Rat sowie ihren politischen Gegnern wie Barrabas, den Eiferern und anderen Rebellen, ohne sich darum zu kümmern. Schließlich betont man auch, wir wüßten über Jesu Leben zu wenig Gewisses, um eine Frage wie diese, wie er sich zur Politik gestellt habe, klar beantworten zu können.

Zu dem Gewissesten, was uns von Jesus überliefert ist, gehört sein Gebet, d. h. nicht der Wortlaut — dieser ist in Matthäus 5, 9 ff. und Lukas 11, 2 ff. verschieden überliefert; bei Lukas fehlen z. B. die sogenannte 3. und 7. Bitte — wohl aber das Anliegen des Gebetes Jesu. Es zeigt uns, was Jesus am stärksten am Herzen lag, so daß er ständig darum betete. Die wichtigste, die allererste Bitte Jesu war die **Heilighaltung des Vaternamens Gottes**. Jesu Freunde Jakobus und Johannes vergaßen ihren Vater und ihres Vaters Geist, dessen Kinder sie waren, als sie im Ärger ein Städtchen ihrer samaritanischen Erbfeinde mit Frauen und Kindern durch Feuer vom Himmel vernichten wollten (Lk. 9, 54—56). Jesus erinnerte sie an ihren und der Feinde Vater. Die stete Heilighaltung dieser Vaterschaft Gottes war Jesu wichtigste, erste Bitte für sich und für alle, die beten wollten wie er.

Die zweite Bitte aber des Gebetes Jesu ist die um das Kommen des **Reiches dieses Vaters auf Erden**. Die weiteren Bitten führen aus, was für ein Reich es ist, und was Jesus an diesem Reiche wichtig ist. Es ist ein Reich, in dem des Vaters Wille auf Erden geschieht, so daß jedermann sein täglich Brot hat, und man einander vergibt und hilft, Versuchungen und Übel zu überwinden.

Mit diesem Gebete Jesu stimmte sein **Handeln** überein. Er war nicht weltfremd, sondern ein Bauhandwerker, den das verschmachtetete Volk jammerte (Mt. 9, 36). Die Fragen der religiösen Richtungen bewegten ihn nicht sehr; er war weder Pharisäer noch Sadduzäer noch Essener oder Eiferer. Er schloß sich jedoch Johannes dem Täufer an, als dieser dazu aufrief, in rechtschaffener Besserung den Armen zu helfen (Lk. 3, 8, 11). Die rechte Verwaltung irdischen Besitzes (Lk. 11, 39 ff.; 12,

23 ff., 42 ff.; 16, 9 ff.) und die Fürsorge für Arme und Kranke waren in Jesu Augen sehr wichtig. Er selbst nahm sich immer wieder der Leidenden an und trug diesen Dienst ausdrücklich seinen 12 und seinen 70 Mitarbeitern auf (Mt. 10, 8; Lk. 10, 9). Er erklärte, er werde die Menschen danach beurteilen, ob sie diese Aufgabe an den geringsten Brüdern erfüllt oder vernachlässigt hätten, und er werde solches Erfüllen oder Vernachlässigen als ihm selbst geschehen ansehen (Mt. 25, 35 ff.). Er betonte durch Gleichnisse von treuen und untreuen Verwaltern die Tatsache, daß Besitz anvertrautes Eigentum Gottes ist (Lk. 12, 35 ff., 42 ff.; 16, 1 ff.; Mk. 13, 33 ff.). Und nach seinem Tode zeigte sich, daß Johannes der Täufer und er eine Gemeinschaft geschaffen hatten, die es mit der gottgewollten Verwendung des Besitzes und mit der Verantwortung für die irdischen Bedürfnisse der Mitmenschen so ernst nahmen, daß unter ihnen **jedermann sein täglich Brot hatte** und niemand Mangel litt (Ap.-G. 2, 44 ff.; 4, 32). Kann man da sagen, die irdischen Dinge seien für Jesus unwichtig gewesen? Jede Politik und auch jede Kirche, jede politische und kirchliche Partei und Gemeinschaft, die den irdischen Besitz nicht verantwortungsvoll als Eigentum des gemeinsamen Vaters behandelt und die irdische Not der Brüder und das tägliche Brot für sie als unwichtig ansieht, stimmt nicht mit Jesu Gebet und Handeln überein.

Solcher Mangel an Jesu Geist führte immer wieder in politisches Unheil. Jesus hat die Politiker seines Volkes nicht ungewarnt gelassen, als sie lange Gebete hielten, aber die Witwen nicht schützten und versorgten und sogar ihre Häuser an sich brachten und Arme auf den Straßen sterben ließen (Mt. 23, 14; Lk. 16, 20 ff.). Die Fürsorge für Mitmenschen in Not und die verantwortungsvolle Verwaltung des Besitzes gehören zu den wichtigsten innenpolitischen Aufgaben und waren für Jesus keineswegs unwichtig.

Wie das tägliche Brot für des Vaters bedürftige Kinder gehörte auch das **gegenseitige Vergeben**, das Anliegen der fünften Bitte, unerlässlich zur Verwirklichung des Reiches auf Erden, dem Jesu Beten und Wirken galt. Dabei lag ihm nicht nur am Herzen, daß Einzelne einander siebzigmals siebenmal vergeben und Frieden machen, sondern auch Volksschichten und Völker. Er rief zwar „Wehe euch Reichen!“ (Lk. 6, 24 ff.) und sah voraus, daß Aufstand ausbrechen werde (Lk. 12, 54 ff.; Mt. 18, 7). Aber er wehrte dem Bürgerkrieg. Er warnte immer wieder vor Männern wie Barrabas und nannte sie blinde Blindenführer, falsche Propheten, Wölfe in Schafskleidern, Hunde und Säue, die das Heiligste, d. h. Gottes Mitgift, in den Menschen zertreten und die, die ihnen folgen, ins Verderben stürzen (Mt. 7, 6, 15 ff.; Lk. 6, 39). Vor dem Blutbade, das Pilatus unter den Aufständischen anrichtete, (Luk. 13, 1), sandte Jesus seine 12 und seine 70 Mitarbeiter als Friedensboten in das vom Bürgerkrieg bedrohte Volk, als Schafe unter die Wölfe. Seine Anhänger sollten sich von aller Tücke und von listigen Umtrieben fernhalten „ohne Falsch wie Tauben“ (Mt. 10, 16, 26, 27). Nach dem mißlungenen Aufstande warnte Jesus wieder: „Ihr werdet alle ebenso umkommen, wenn ihr nicht einen anderen Weg geht“ (Lk. 13, 1—6). Für die wichtige innenpolitische Aufgabe der Sicherung des Friedens zwischen den Volksschichten hat Jesus sich selbst und seine Mitarbeiter entschlossen eingesetzt. Er überließ es keineswegs der schlechten Regierung, dem verschwenderischen Königspaar und den habgierigen hohen Priestergeschlechtern, und ihren Feinden wie Barrabas, ob im Volke Frieden herrsche oder Bürgerkrieg ausbreche.

Ebenso verhielt er sich nicht gleichgültig oder untätig **gegenüber den drohenden außenpolitischen Gefahren**. Scharfe Gegensätze zwischen seinem Volke und den Samaritern, Römern usw. führten immer wieder zu Blutvergießen. „Fromme“ Eiferer verschlimmerten diese Spannungen; Jesus dagegen milderte und beseitigte sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Infolge eines gelegentlichen Gespräches mit einer recht gesunkenen Samariterin wurde er von ihren Landsleuten eingeladen; er lebte

mit diesen „unreinen“ Erbfeinden einige Tage so unbefangen brüderlich zusammen, daß sie erklärten: „Dieser Mann ist wirklich der Retter für alle Völker!“ (Jh. 4, 42). Als bei einem anderen Zusammentreffen mit Samaritern seine Freunde Jakobus und Johannes keine Bleibe finden konnten und „wie Elias“ Feuer auf die Feinde fallen lassen wollten, erinnerte er diese Apostel an ihren und der Samariter Vater und dessen Geist (Lk. 9, 54 ff.) und fand eine Herberge. Dann schilderte er seinen Landsleuten einen barmherzigen Samariter (Lk. 10, 30 ff.). Man schalt ihn einen Samariter und überspannt (Jh. 8, 48). Um dem Sklaven eines nichtjüdischen Offiziers zu helfen, zögerte er keinen Augenblick, das Haus eines Helden zu betreten (Lk. 7, 6 ff). Frömmigkeit von Nichtjuden erkannte er froh lobend an (Lk. 7, 9; Mt. 11, 21, 22; 15, 28). **Vor einem Freiheitskrieg gegen die Römer warnte er ebenso dringend wie vor Bürgerkrieg.** Wiederholt wies er darauf hin, welche Versündigung an Frauen und Kindern Krieg ist, und er weinte darüber (Lk. 19, 44; 21, 23; 23, 28, 29). Sein Ziel war das Reich des Vaters auf Erden, in dem auch die Völker einander um des gemeinsamen heiligen Vaters willen vergeben und Vergebung empfangen und so eine Herde unter einem Hirten bilden und Leben und volles Genüge finden (Joh. 10, 10, 16).

Selbst nach seinem Tode wirkte er weiter und weiter für das Wachsen dieses Reiches, in dem Juden, Griechen und Barbaren, Herren und Sklaven nicht mehr unbrüderlich getrennt sind (Röm. 10, 12; 1. Kor. 12, 13; Gal. 3, 28). Als die Apostel sich gegenüber dieser Aufgabe zurückhielten, erweckte Jesus dafür Stephanus, Philippus, Barnabas, Paulus und viele andere von seinem Geist beseelte Friedenarbeiter. Jede Politik und auch jede Kirche, jede politische und kirchliche Partei und Gemeinschaft, der das gegenseitige Vergeben und das Friedenstiften zwischen Volksschichten und Völkern ein weniger wichtiges Anliegen ist, stimmt nicht mit Jesu Gebet und Handeln überein. Solcher Mangel an Jesu Geist bedeutet politisches Unheil.

Vor Jesus haben viele **Propheten** seines Volkes um Gottes willen in die Politik eingegriffen. **Moses** wurde geradezu Politiker, Staatsmann, gab Gesetze, schloß Bündnisse und führte Kriege. Jesus ging Moses' Weg nicht. Er wurde kein Politiker von Moses' Art, auch nicht, als das Volk ihn zum König haben wollte und ausrief (Jh. 6, 15; 12, 13); er ließ seine Anhänger nicht das Schwert ziehen für die Errichtung seines Reiches, nicht einmal für seine eigene Verteidigung (Jh. 18, 11, 36). **Darin war das Reich, das er auf Erden schaffen wollte, anders als die Reiche dieser Welt.**

Amos, Jesaja, Jeremia und andere Propheten griffen auch um Gottes willen in die Politik ein, ohne jedoch wie Moses Politiker zu werden. Sie waren, wie Gandhi von sich sagte, im Grunde keine Politiker, sondern religiöse Menschen, aber von der Politik ebenso wie ihre Mitmenschen erfaßt wie von den Windungen einer Schlange. Sie konnten Religion und Politik nicht wie zwei Welten oder Bereiche ansehen, die einander nichts angehen. Sie griffen vielmehr um Gottes willen so entschlossen in die Politik der Politiker ein, daß sie politisch Verfolgte wurden. Ähnlich erging es auch **Johannes dem Täufer**, von dem Jesus sagte, er sei noch mehr als ein Prophet, geradezu der Größte unter den Geborenen (Mt. 11, 9–13). Um Gottes willen griff auch Jesus in die Politik ein. Um Gottes willen entzog er sich den innen- und außenpolitischen Nöten seiner Umwelt nicht, widmete sich ihnen vielmehr verantwortungsbewußt und entschlossen. Der Wille des Vaters mußte auch in der Politik dieser Erde geschehen, sonst war sie dem Unheil und Fluch verfallen. Jesus kannte keinen Teil der Welt, in dem des Vaters Wille nicht zu geschehen brauchte oder nicht geschehen konnte.

Aber doch griff Jesus in die Politik anders ein als die Propheten vor ihm, anders auch als Johannes der Täufer. Jesus sagte, der Kleinste in dem Reiche, das er zu

schaffen bestrebt war, überrage den Täufer (Mt. 11, 13 ff.). Ein tiefgehender grundsätzlicher Unterschied bestand zwischen dem Täufer und Jesus. Jesus predigte nicht wie der Täufer das nahe Gericht. Er prangerte den Ehebruch und die anderen Sünden des Königspaares nicht öffentlich an wie der Täufer. Er vermied es, die Regierenden in Angst zu setzen. Er suchte nicht Massen um sich zu scharen, zog sich vielmehr von den Massen, die der Täufer zu ihm wies, immer wieder zurück (Jh. 2, 23, 24; 3, 28 ff.; 4, 1, 44). Als der Hohe Rat Unruhen von den großen Scharen fürchtete, die sich um Jesus sammelten, erklärte dieser dem Ratsherrn Nikodemus, der Vater habe ihn nicht zum Richten, sondern zum Retten gesandt (Jh. 3, 17). Vergeblich wartete der eingekerkerte Täufer darauf, daß Jesus als der machtvolle Christus hervortrete, Gericht halte und solches Unkraut wie die Königin Herodias, die Todfeindin des Täufers, ausrotte (Mt. 11, 23). Schließlich zweifelte der Täufer an Jesus, auf den er zuerst die größten Hoffnungen gesetzt, und den er als erster für den Christus erklärt hatte. Jesus war für den Täufer zu sehr das Lamm, das der Welt Sünde trug, das sie allzu geduldig trug, anstatt die Bösen zu richten und auszurotten.

Die Tatsache, die Jesu Denken, Empfinden und Handeln ausschlaggebend bestimmte, ist in der Anrede und der ersten Bitte seines Gebetes ausgedrückt: **Die Heiligkeit der gemeinsamen Vaterschaft Gottes.** Unser Vater, der seinen Sonnenschein und Regen Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten schenkt (Mt. 5, 46), der Vater, für den auch das entfremdete Kind den Wert des lieben Kindes behält (Lk. 15, 20 ff.), der Vater, dessen Kinder Friedensarbeiter sind (Mt. 5, 9), dieser Vater war die wirklichste Wirklichkeit, in der Jesus lebte. Jesus lehrte die Menschen, zu seinem und ihrem Vater zu beten und mit diesem Vater ununterbrochen zu leben. Mit Freude las er in den Psalmen das Wort „Ihr seid allesamt Kinder des Allerhöchsten“ (Ps. 82, 6; Jh. 10, 34). Er erinnerte die verärgerten Freunde Jakobus und Johannes daran, wes Geistes Kinder sie waren (Lk. 9, 55). Er sprach zu der Samariterin, deren Vorleben er durchschaute, wie ein Bruder zur Schwester vom gemeinsamen Vater (Jh. 4, 22 ff.). **Jesus vergaß auch gegenüber schlechten Menschen und Feinden niemals, wes Geistes Kind er war, und daß auch sie Kinder seines Vaters, seine Geschwister und dem Vater lieb wie Kinder waren.**

Diese Heilighaltung der Vaterschaft Gottes bestimmte auch Jesu politisches Empfinden und Handeln. Herodias, die Todfeindin seines Freundes Johannes, war für Jesus doch mehr als Unkraut, das schnell ausgerottet werden mußte; sie war und blieb zu allererst seine Schwester. Und auf keinen Fall wollte er um dieses Unkrauts willen auch viel guten Weizen, schuldlose Kinder usw. in blutigen Kämpfen ausrotten und das Weizenfeld in zerstampftes Schlachtfeld verwandeln (Mt. 13, 24 ff.). Feinde und böse Menschen waren und blieben für Jesus Kinder des gemeinsamen Vaters. Darum liebte er sie, segnete sie und betete für sie, auch wenn sie in Haß, Fluchen und böse Taten verirrt waren (Mt. 5, 43 ff.).

So war Jesu politisches Handeln grundsätzlich anders als das des Täufers und anderer großer Propheten. Diese Art Handeln war seinen Freunden wie seinen Feinden fremd.

Barrabas, die Eiferer und andere Vorkämpfer für die Freiheit ihres Volkes waren von vornherein davon überzeugt, daß solche Grundsätze Jesu politisch unbrauchbar seien. Wie könnte man Politik treiben ohne Haß und Fluchen, nur mit Segnen und Wohltun gegenüber den Feinden? Wie könnte man auch Politik treiben ohne List und ohne Täuschen in unbedingter Lauterkeit und Ehrlichkeit? Ähnlich urteilten fast alle Berufspolitiker, die mit Jesus in Berührung kamen. Pilatus und Herodes sahen in ihm einen überspannten Schwärmer (Lk. 23, 11; Jh. 18, 38). Die meisten Mitglieder des Hohen Rates glaubten ebenfalls, er sei von Sinnen und besessen (Jh. 10, 20) und sahen in seinem Einfluß auf das Volk eine religiöse und politische Gefahr. Einige Ratsherren freilich stimmten ihnen nicht zu und wurden mehr und mehr Anhänger Jesu (Jh. 7, 50; 10, 21; 19, 38 ff.). Aber auch Jesu nächsten Freun-

den und Mitarbeitern war sein Verhalten gegenüber der schlechten Regierung unverständlich und fremd, solange sie nicht durch sein Blut von der Sünde, nach der Art der Reiche dieser Welt für Jesus und das Reich des Vaters auf Erden kämpfen zu wollen, gereinigt waren (1. Jh. 1, 7).

War Jesus ein Schwärmer? Oder ist es für die Staatskunst von Bedeutung und Wert, daß Jesus auf unserer Erde lebte?

2. Lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden?

Alexander, Cäsar, Dschingis Khan, Napoleon und andere waren zweifellos große Staatsmänner in dem Sinne, daß es ihnen gelang, in staunenerregenden, schnellen Erfolgen große Reiche zu schaffen. Sie hatten dabei auch das Gefühl, im Auftrage einer höheren Macht zu handeln. Ihre Staaten jedoch, in großen Kriegen errichtet, brachen bald auch unter neuen blutigen Kämpfen zusammen: Wie gewonnen, so zerronnen! Ist diese große Staatskunst befriedigend? Entspricht sie Gottes Willen, dem Willen des Vaters Jesu und aller Menschen?

Jesus erwartete, daß das Reich des Vaters auf Erden sich anders verwirkliche, sauerteigartig, wachstümlich, ohne auffallende Vorgänge, durch treue Verwendung der verantwortlichen Gaben Gottes (Mt. 13, 3 ff., 21—23; Lk. 17, 20 ff.; 19, 1 ff.). Es war verhängnisvoll, daß in der Christenheit jedoch Jesus und mit ihm sein Reich immer mehr in den Hintergrund traten gegenüber der Kirche, der Bibel und anderen Größen. Das gilt ganz allgemein, besonders ernst aber für die Politik.

Nach Jesu Tode befolgten freilich seine Apostel und auch Stephanus, Barnabas, Paulus und andere seine Grundsätze gegenüber ihrer jüdischen und römischen Regierung. Dasselbe gilt auch von den bedeutendsten Kirchenvätern*) und vielen einfachen Christen der ersten Jahrhunderte noch. Aber Jesus, wie er auf dieser Erde gelebt und sich zu den Aufgaben dieser Erde gestellt hatte, verschwand immer mehr hinter Grübeleien und Lehrsätzen über ihn und jenseitige Dinge. Er wurde mehr und mehr zum lebensfremden Heiligenbild, zur unlebendigen, verehrten Mumie.**). Das wirkte sich besonders verhängnisvoll in der Politik aus. Augustin (um 400) bewanderte die altrömische Staatskunst als gottgesegnet und gottgewollt. Er setzte

*) Genannt seien z. B. Justinus Martyr, Origenes, Tertullien, Cyprian, Lactantius. Vgl. Heering „Der Sündenfall des Christentums“, Leop. Klotz Verlag, Gotha 1930, S. 26 ff.

**) Charles Raven, Professor der Theologie und ehemaliger Vizekanzler der Universität Cambridge, beklagt schmerzlich, daß ihm in seinen Schul- und Entwicklungsjahren der Jesus der Wirklichkeit unbekannt blieb: „Wäre er nur wirklich gewesen wie Cäsar, hätte ich seine Geschichte nur ebenso gut gekannt wie die Ilias; hätten meine Lehrer nur sein Haupt nicht mit einem Heiligenschein umgeben und gekünstelt oder überhaupt nicht von ihm gesprochen: hätten sie ihn doch behandelt als den, der er ist, dann hätte die in mir aufgespeicherte Leidenschaft ihren Gegenstand gefunden. Der Freund, den ich suchte, wäre mir geschenkt worden. Das bedeutet nicht, daß ein 14jähriger Junge irgendeinen Gebrauch vom Nicänischen Glaubensbekenntnis machen könnte. Der fleischgewordene Sohn Gottes hätte mich sogar noch stärker abgestoßen als der sanfte Hirte der Schafe. Die kunstreich ausgestaltete Feier der Messe hätte Jesus für mich ins Numinose entrückt, aber zugleich auch unwirklich gemacht; und die Kirchenlieder der Protestanten hätten mir mit ihrer Frömmel-Übelkeit bereitet und mich in ihrer Unbildung abgestoßen. Und jeder normal veranlagte Junge fühlt wohl ebenso“ (gekürzt entnommen aus „Der Wanderer. Ein Weg durch die Zeit zum Ewigen“ von Charles E. Raven, übersetzt von D. Carola Barth; Eugen Salzer Verlag, Heilbronn).

zugleich das „Reich Gottes“ mehr oder weniger gleich mit der rechtgläubigen Großkirche des römischen Reiches, in die die Ketzer hineingezwungen werden mußten. „Christlich“ bedeutete so mehr „kirchlich“ als „dem Geiste Jesu entsprechend“.

In der Reformation erlangte die Bibel als „Wort Gottes“ höchste Wichtigkeit. So wurde das Alte Testament als „Wort Gottes“ nicht selten mehr als der Geist Jesu zur Richtschnur für „christliche“ Politik. Beispiele dafür sind u. a. Genf mit 58 Hinrichtungen zwischen 1542 und 1546, Cromwell und die südafrikanischen Buren.

Luther suchte sehr sorgfältig zwischen zwei Bereichen zu unterscheiden, dem persönlichen Leben, für das die Bergpredigt, die Gnade mit Vergebung und Feindesliebe gelte, und dem öffentlichen Leben, für das eine andere Gottesordnung, das Gesetz mit Schwert und Galgen, die Schöpfungsordnung, zuständig sei. So begründete er auch seinen Aufruf, die aufrührerischen Bauern „totzuschalen wie tolle Hunde“^{*)} Jesus hat die Aufrührer seiner Zeit mit Hunden, Säuen und Wölfen verglichen, er arbeitete ihnen entschlossen entgegen und sandte dazu auch seine Mitarbeiter aus; aber er forderte niemals dazu auf, Barrabas, Eiferer oder Dolchleute umzubringen — sie blieben ihm heilig als Kinder des Vaters mit der Mitgift des Vaters.

Je mehr aber Jesus zurücktrat, je unlebendiger er in der Christenheit wurde wie ein Museumsstück, desto eigengesetzlicher wurden Politik, Wirtschaft und verwandte Gebiete des öffentlichen Lebens. Um so mehr erstarb auch der Wille, das Reich des Vaters zu verwirklichen. Um so mehr nahm man die vorgefundene „christliche“ Welt als unveränderliche gottgewollte Schöpfungsordnung hin.

In dieser Christenheit erstanden große christliche Staatsmänner wie Karl der Große, Cromwell, Bismarck und andere, die es mit dem Christsein, wie sie es gelehrt wurden und verstanden, durchaus ernst nahmen. Ihre Staatskunst aber war nicht wesentlich anders als die Alexanders oder Cäsars. Staatskunst gemäß den Grundsätzen Jesu war sie nicht. Karl der Große glaubte, seine christliche politische Aufgabe z. B. nicht ohne das Blutgericht über 4500 Sachsen, Cromwell nicht ohne Hinrichtung des Königs und langen Bürgerkrieg durchführen zu können. Von Bismarck wird das Wort überliefert „Mit der Bergpredigt kann ich nicht regieren“. Die großen Schöpfungen ihrer Staatskunst „ohne die Bergpredigt“ brachen jedoch bald wieder in großen blutigen Erschütterungen zusammen wie Prachtbauten, die nicht fest gegründet, nicht weise und verantwortungsvoll genug durchdacht oder aufgeführt sind und einstürzend den Menschen, denen sie Schutz sein sollten, Unheil und Tod bringen.

Oswald Spengler schrieb in seinem Werk „Untergang des Abendlandes“: „Die großen Päpste und die englischen Parteiführer haben, solange sie die Dinge zu meistern hatten, keine anderen Grundsätze befolgt als die Eroberer und Empörer aller Zeit... Das Leben, nicht der Einzelne ist gewissenlos... Es ist eine bekannte Tatsache, daß keine neue Religion den Stil des Daseins je verändert hat... Sie warf neues Licht auf eine jenseitige Welt, sie schuf unermessliches Glück durch die Kraft des Sichbescheidens, des Entsagens und des Duldens bis zum Tode: über die Mächte des Lebens besaß sie keine Gewalt.“

Ein Staatsmann, der gegen diese fast allgemein verbreitete Meinung den ersten Versuch machte, Jesu Grundsätze in der Politik anzuwenden, war William Penn, der Gründer Pennsylvaniens, der ersten Demokratie, in der Indianer und Weiße, Arbeiter und Adlige, Sektierer und Katholiken gleiche Rechte vor dem Gesetz hatten. In seiner Jugend erlebte er Cromwells Erfolge und Mißerfolg. Der König, der ohne Parlament unumschränkt herrschen wollte, wie es in Frankreich und

^{*)} Vgl. Wibbeling „Martin Luther und der Bauernkrieg. Eine urkundlich Darstellung“, Neuwerkverlag 1925.

Spanien der Fall war, wurde beseitigt. Jedoch war Cromwell nicht im Stande, mit dem Parlament zusammen das durch den langen Bürgerkrieg zerrüttete Land wieder aufzubauen. Die geistige Grundlage für die Zusammenarbeit fehlte und wurde in den blutigen Kämpfen nicht geschaffen, sondern zerstört. Cromwell löste fünfmal ein Parlament nach dem anderen auf, auch das von ihm ausgewählte kleine „Parlament der Heiligen“, und griff immer wieder zur Militärdiktatur. In seinen Siegen sah er Gottes Bestätigung für seinen göttlichen Auftrag, aber keineswegs Sünde an Kindern des gemeinsamen Vaters. Mehr und mehr seiner alten Waffengefährten, die für Freiheit und Gerechtigkeit ins Feld gezogen waren, wurden an ihm irre, lösten sich von ihm oder machten sogar gemeinsame Sache mit der Königspartei und dem Auslande gegen ihn. Die Enttäuschung über das Ergebnis des Umsturzes und des langen Bürgerkrieges war so allgemein, daß bald nach Cromwells Tode das Königtum wiederhergestellt wurde, ohne daß das Volk oder Cromwells Soldaten sich widersetzten. Man hoffte auf die „guten alten Zeiten“ vor dem Umsturz. Diese zeigten sich bald als Leichtlebigkeit und Verschwendung nach dem Vorbild des Pariser Hofes, als verstärkte Betonung der Adelsvorrechte und Standesunterschiede und Beförderung unfähiger Günstlinge. Erneute Enttäuschung führte rasch zu neuem Aufbruch gegen das wiederhergestellte Königtum. Viele alte Parlamentssoldaten wurden irre an Freiheit und Gerechtigkeit, für die sie gekämpft hatten, und zogen sich entmutigt und bitter zurück. Nicht wenige jedoch entschlossen sich, weiter für diese Ziele sich einzusetzen, jedoch mit anderen Waffen, und traten der jüngsten „Gesellschaft der Freunde“, d.h. den Quäkern, bei. Auch William Penn, der als Sohn eines Admirals die Ereignisse mit wacher Anteilnahme miterlebt hatte, wurde 22jährig Quäker.*)

Er bejahte zutiefst die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in jedem Menschen, die der beherrschende Grundsatz der „Gesellschaft der Freunde“ war. Und er fand hier auch eine aus dieser Ehrfurcht erwachsene Form der Selbstverwaltung: Jeder, ob Mann oder Frau, alt oder jung, gelehrt oder ungelehrt, trug bei gleichem Recht die gemeinsame Verantwortung dafür, daß von den Mitgliedern seiner Gruppe oder Versammlung Gottes Stimme gehört und befolgt, Gottes Wille erkannt und getan werde. Bei Meinungsverschiedenheiten stimmte man nicht ab, suchte vielmehr in schweigender Andacht größere Klarheit. So entstand als Frucht der Ehrfurcht vor der Mitgift des Vaters in jedem seiner Kinder eine **arbeitsfähige Demokratie gleichen Rechtes und gemeinsamer Verantwortung** trotz aller menschlichen Schwächen und Fehler, die Penn auch bei den „Freunden“ fand.

Er erbte von seinem Vater eine Forderung an die Krone, für die er auf seinen Wunsch hin 1681 einen Landstrich in Nordamerika erhielt, den der König Pennsylvanien nannte. Penn gewährte den bisherigen Siedlern, meist lutherischen Schweden, und allen Neueinwanderern, aus welchem Volke, Stande oder aus welcher Kirche sie auch kommen mochten, gleiches Bürgerrecht mit freier Religionsausübung.

Das war bahnbrechend neue Staatskunst. Zu gleicher Zeit hob damals Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, das den französischen Protestanten eine gewisse Religionsfreiheit gewährt hatte; er glaubte, um seiner Seele Heil willen Frankreichs kirchliche Einigung mit jeder Art Mittel erzwingen zu müssen. In Moskau wurden gleichzeitig deutsche Lutheraner auf Betreiben ihres Pastors lebendig verbrannt. Viele Verfolgte hatten schon Zuflucht in Amerika gesucht. Der katholische Lord Baltimore gewährte in seiner Kolonie Maryland auch Nichtkatholiken Duldung. Aber

*) Vgl. Fogelklou „William Penn. Ein Buch vom Staat und vom Gewissen“, übersetzt von Wolfgang Sonntag, Hoffmann u. Campe Verlag, Hamburg 1948;

Gray „William Penn, der Gründer Pennsylvaniens“, übersetzt von Therese Herzog, Leonhard Friedrich Verlag, Bad Pyrmont 1946;

Fry „Die Weise der Quäker“, Quäkerverlag Bad Pyrmont 1935, 5. Kapitel. Ein Quäkerstaatsmann.

Religionsfreiheit verwirklichte nur Roger Williams in Providence. Sonst herrschte auch in den amerikanischen Kolonien Staatskirchentum, und Verfolgte wurden oft Verfolger. In Boston wurden 1660 vier Quäker, darunter eine Frau, hingerichtet, nachdem sie sich durch Auspeitschen und Verstümmelungen nicht hatten fernhalten lassen.

Penn schrieb an die Siedler seiner Kolonie: „Ich hoffe, ihr werdet bei diesem durch königliche Entscheidung vollzogenen Wechsel nicht schlecht fahren. Ihr seid nicht auf Gedeih und Verderb in den Händen eines Gouverneurs, der sich ein großes Vermögen erwerben will. Ihr sollt euch vielmehr durch selbstgegebene Gesetze regieren und ein freies und, wenn ihr wollt, auch ernstes und fleißiges Leben führen. Ich werde mir weder Rechte über jemand anmaßen noch jemand persönlich unterdrücken. Gott hat mich mit besserer Einsicht erfüllt.“

Gleichzeitig sandte er ein Schreiben an die Indianer seines Gebietes: „Meine Freunde! Über uns ist ein höchster Gott... Er hat uns sein Gesetz ins Herz geschrieben. Er lehrt und gebietet uns, einander zu lieben, zu helfen und Gutes zu erweisen... Ich empfinde tief die Unfreundlichkeit und Ungerechtigkeit, die Menschen unseres Erdteiles euch gegenüber allzuoft bewiesen haben, indem sie versuchten, große Vorteile durch euch zu erlangen... Wenn euch jemand schadet, sollt ihr rasch euer volles Recht erhalten, gesprochen von gleich vielen rechtlichen Männern jeder Seite. In Kürze werde ich selbst euch besuchen. Inzwischen schicke ich meine Beauftragten, daß sie Landkäufe und ein festes Friedensbündnis mit euch abschließen.“

Auch das war bahnbrechende neue Staatskunst, während in der Nachbarkolonien zwischen Indianern und Weißen Mißtrauen, Tücke und Blutvergießen herrschten.

Im nächsten Jahre fuhr Penn in seine Kolonie, verhandelte im Geiste seines Schreibens mit den Indianern — alle kamen unbewaffnet — bezahlte das von der englischen Krone gekaufte Land den Indianern noch einmal und schloß mit ihnen, wie Voltaire später schrieb, „den einzigen Vertrag, der nie beschworen und nie gebrochen wurde.“ Ein englischer vermeintlicher Sachkenner für Kolonialfragen hatte vorausgesagt, daß „solche Dummköpfe, die nichts mit Schnaps und Schießpulver zu tun haben und Flinten nur gegen Wölfe und Habichte gebrauchen wollen, von den blutdürstigen Wilden bald bis auf den letzten Mann, die letzte Frau und das letzte Kind skalpiert und getötet“ sein würden. Der König hatte sich ähnlich geäußert. Pennsylvanien hatte keine Soldaten, baute keine Forts gegen die Indianer, verpflichtete aber jeden Siedler vertraglich, Indianer und Weiße gleich zu behandeln, wehrte dem Schnapshandel und der Übervorteilung der Eingeborenen, zog den besten Teil des Indianerhandels an sich, überflügelte bald die Ausfuhr der übrigen Kolonien, erfuhr keine Indianerüberfälle, hatte sehr niedrige Steuern und erfreute sich ungewöhnlichen Friedens und Wohlstandes.

Diese Politik war Anwendung der Grundsätze Jesu. Penn wurde von dem Bilde des Urchristentums beseelt. Er nannte die Hauptstadt seines Landes Philadelphia, d. h. Bruderliebe.

Penns Staatskunst begegnete vielen Schwierigkeiten, freilich kaum von seiten der Indianer, aber umso mehr von seiten der Weißen. Erfahrung in verantwortlicher Selbstverwaltung hatten nur die Quäker. Aber auch „Freunde“ warfen Penn vor, er sei kein echter Demokrat, sondern ein Höfling und Aristokrat. Die meisten Siedler sahen in der Demokratie vor allem die Möglichkeit eigener Vorteile und Freiheiten und schoben die Verantwortung und die Kosten der Regierung Penn zu. Er bezahlte die Beamten, den Staatsrat, die Volksversammlung, die Landvermessungen, die Grenzregulierung usw. und verarmte dabei. Verschwendung eines trunksüchtigen Sohnes, Habgier eines Schwiegersohnes und Betrug um eine große Summe durch die Familie eines „Freundes“ brachten Penn schließlich sogar monatelang in Schuldhaff. Die Krone suchte nun, die Kolonie, deren Bewaffnung sie immer wieder gefordert hatte, Penn abzukaufen und nahm sie ihm zeitweilig. Penns eigene Be-

amate machten z. T. gemeinsame Sache mit der Krone; ein Vizegouverneur veranstaltete selbst einen Scheinüberfall auf das Land. Um aber der Kolonie die demokratische Verfassung zu retten, lehnte Penn trotz allen Druckes den Verkauf ab. In Gottes Auftrag und Beistand hielt er an seinem „heiligen Versuch“ fest. Es dauerte fast 30 Jahre, bis Pennsylvanien lernte, verantwortungsbewußt sich in freier Zusammenarbeit zu verwalten. Die geistige Grundlage der Gemeinschaftsarbeit, die Cromwell nicht hatte schaffen können, war hier in zäher Geduld erungen. Da brach Penns Kraft zusammen; nach einem Schlaganfall verlebte er seine letzten Jahre in einem Dämmerzustande.

Pennsylvanien bestand gut 70 Jahre, bis es sich nach Ausscheiden der Quäker aus der Regierung in den großen englisch-französischen Kolonialkrieg hineinziehen ließ. Damit begannen auch in Pennsylvanien schwerste blutige Kämpfe zwischen Weißen und Indianern.

Eine Nachahmung seiner Staatskunst außerhalb seiner Kolonie erlebte William Penn nicht. Richelieu, Ludwig XIV. und Zar Peter I. und andere große Staatsmänner jener Zeit machten Politik in alter Weise. Sie errangen damit solche Erfolge, daß sie heute noch weit berühmter und bekannter sind als Penn. Sie sahen in Neuerungen, wie Penn sie vornahm, nicht nur törichte Schwärmerei, sondern geradezu Empörung gegen menschliches und göttliches Recht, ja gegen die göttliche Schöpfungsordnung, die bis zum Weltende bestehen bleiben müsse.*) Die Vorrechte des Adels, der Staatskirche, der weißen Herrenrasse und das „Gottgnadentum“ des Monarchen waren ihnen gottgewollt. Wie durfte man so unförmlich und umstürzlerisch sein, daran zu rütteln? Sie dachten nicht daran, Demokratie mit gleichem Recht für alle vor dem Gesetz, allgemeine Menschenrechte und den Verzicht auf Krieg und Rüstung zum Ziel ihrer Staatskunst zu machen. Und ihre Politik alter Art schien sich zu bewähren. Die Anwendung der Grundsätze Jesu in der Staatsführung durch Penn blieb auf seine kleine Kolonie beschränkt, die in der großen Politik seiner Zeit nicht viel bedeutete, und sie hatte auch dort nur zeitlich begrenzten Erfolg.

Die glänzenden Erfolge jedoch der großen Politiker jener Zeit waren weit weniger segensreich als der kleine Teilerfolg der Politik, die Jesu Reich des Vaters als ihr Ziel vor sich sah. Das Große ist nicht immer das Gute. Die großen Erfolge jener berühmten Politiker, für die „christlich“ gleichbedeutend mit „kirchlich“ im Sinne ihrer Teilkirche war, und für die Jesus die übliche unbedeutende Rolle spielte, waren nicht einmal so beständig wie der begrenzte Teilerfolg der Staatskunst Penns. Richelieu, Ludwig XIV. und Zar Peter I. stärkten das unumschränkte Herrscher-

*) „So wie es Atheismus und Lästerung ist, Gottes Taten zu kritisieren, so ist es auch Überheblichkeit, zu diskutieren, was ein König tun darf, oder zu behaupten, ein König dürfe dies oder jenes nicht tun,“ so äußerte sich in seiner Schrift „The true Law of free Monarch“ Jakob I. von England, dessen Sohn und Nachfolger Charles I. vom Parlament hingerichtet wurde. (Fogelklou a.a.O. S. 205).

Luther lehnte die Abschaffung der Leibeigenschaft in seiner „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ 1525 ab: „Was ist das? Das heißt die christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Hat nicht Abraham und andere Patriarchen und Propheten auch Leibeigene gehabt? Leset St. Paulus, was er von den Knechten, welche zu der Zeit alle leibeigen waren, lehrt. Darum ist dieser Artikel stracks wider das Evangelium und räuberisch, damit ein jeglicher seinen Leib, so leibeigen geworden ist, seinem Herrn nimt... Es will dieser Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltlich äußerlich Reich machen; welches unmöglich ist. Denn ein weltlich Reich kann nicht bestehen, wenn nicht Ungleichheit ist in Personen, daß etliche frei sein, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Untertanen usw.... (Wibbeling a.a.O. S. 86).

tum im totalen Staat mit totaler Kirche — und sie bereiteten damit den erbitterten blutigen Umsturz in ihren Staaten vor. Sie vergaßen, daß die Welt des lebendigen Gottes nicht stillsteht, vielmehr von seinem Leben lebend, in ständigem Wachstum auf Gottes Ziel hin begriffen ist. Sie hielten die alte Ordnung, die sie zu festigen suchten, für ewiges Gottesgnadentum und bleibende Schöpfungsordnung. Aber trotz aller großen Erfolge war die Welt Ludwigs XIV. und Peters I. dem Untergang geweiht. Der Versuch Penns dagegen, so unscheinbar er im Bilde der zeitgenössischen großen Politik sein mochte, barg den wachstumskräftigen Keim in sich. Er hatte etwas von der Art des Senfkorns und des Sauerteigs. Manche Gedanken Penns wie Demokratie und Menschenrechte, drangen in die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika ein, freilich nicht in ihrer ursprünglichen religiösen Kraft, sondern in verwässerter Form. Aber sie verklangen nicht; sie fanden dann Widerhall in der französischen Revolution und wirken heute noch weiter und weiter.

Auch heute steht unsere Welt nicht still. Stark bewegt ist u. a. die Welt der Farbigen, d. h. die weitaus größere Mehrheit der Menschheit, in ihrem unüberhörbaren Verlangen nach ihren Menschenrechten, nach Gleichberechtigung mit der weißen Herrenrasse. Auch die Vorherrschaft der Weißen, die in den letzten Jahrhunderten zeitweilig bestand, ist kein Gottesgnadentum im Sinne einer ewigen Schöpfungsordnung. Die große Bewegung der Farbigen ist sehr vielgestaltig. Im Unterschiede zu manchen anderen großen Politikern der Farbigen hielt Gandhi die gemeinsame Vaterschaft Gottes und damit die Ehrfurcht vor dem Göttlichen im Paria, im Weißen, im Farbigen, im Feind, in jedem Menschen und die Feindesliebe, die Vergebung und die Lauterkeit heilig. Mit der Anwendung dieser Grundsätze errang Gandhi nicht vollen Erfolg. Es gelang ihm z. B. nicht, Hindu und Mohammedaner einig zu erhalten. Er erlebte auch nicht, daß andere Völker seine Staatskunst nachahmten. Das größte Volk der Erde, die Chinesen, gingen z. B. Gandhis Weg nicht. Auch die bisherigen Großmächte der Erde, die Staaten der Weißen, folgten Gandhis Beispiel nicht. Sie führten ihre Weltkriege, errangen gewaltige blutige Siege und kommen von ihrer Politik, auch wenn sie sich sehr unfruchtbar erweist, immer noch nicht los. Ihre großen Siege und Erfolge jedoch sind nicht so gesegnet und so segensreich wie die Teilerfolge Gandhis in Innen- und Außenpolitik, an deren Verwirklichung nahezu niemand glaubte, als Gandhi den Kampf in Heilighaltung des Feindes aufnahm.

So unvollkommen, so kritik- und verbesserungsbedürftig Gandhis Versuch auch sein mag — ebenso wie der Penns —, so große Rückschläge und Verwässerungen Gandhis Versuch auch erleiden mag — ebenso wie der Penns —, so hat er doch — ebenso wie Penns Versuch — eine Aufgabe für die Zukunft. Die großen Bewegungen der Menschheit, in denen Gandhis Versuch, Jesu Grundsätze in der Politik anzuwenden, eine Teilerscheinung war, gehen weiter. Überraschend zeigt sich Gandhis Einfluß heute in Südafrika nicht nur bei Indern, sondern auch bei Negern und Weißen. Und in der großen Politik von heute dienen von Gandhi beeinflusste Diplomaten der Gerechtigkeit, der Freiheit und dem Frieden aller Völker der Erde mit mehr Facherfahrung als die Staatsmänner anderer Schulung.

Lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden?

Darüber herrscht auch heute keine Übereinstimmung. Wir sollten uns hüten, zu leicht mit Ja oder Nein zu antworten. Wollen wir mit Ja antworten, so sollten wir nicht übersehen, daß der Weg Jesu nicht leicht war. Auch der Weg der ersten Christen, die Jesu Grundsätze gegenüber ihrer jüdischen und römischen Regierung befolgten, war nicht leicht. Auch der Weg Penns und Gandhis und ihrer Weggefähr-

ten sowie vieler anderer hier nicht erwähnten Einzelmenschen und Gruppen war nicht leicht. Wir sollten bedenken, daß wir für das Ja Kraft brauchen.

Wollen wir aber mit Nein antworten „Jesu Grundsätze lassen sich in der Politik nicht anwenden“, dann erhebt sich die Frage: Läßt sich denn ohne Jesu Grundsätze Politik treiben, ohne die Bergpredigt regieren? Wie sind die Ergebnisse solcher Politik? Ist es überhaupt Staatskunst, in ermüdender, unfruchtbarer Weise Grenzen zu verschieben, zeitweilig auch blendende Erfolge zu erringen, auf die dann der große Zusammenbruch folgt, und Völker nicht vor solchem sinnwidrigem Spiel, nein; bitterem Ernst zu retten, ja vielmehr Haß und Angst in den Völkern vor einander wachzurufen und zu steigern? Ist das überhaupt Staatskunst? Müssen wir uns nicht prüfen, ob wir überhaupt zur Politik berufen und befähigt sind, wenn wir keine Politik mit den Grundsätzen Jesu treiben können? Müßten wir dann nicht erst von einem Meister lernen? Müssen wir nicht, ehe wir Jesu Weisheit beiseite schieben, erst einmal mit ganzem Ernst versuchen, persönliches und öffentliches Leben in unserem Bereich nach dieser Weisheit zu gestalten? Jesu Verhalten zeigt uns, daß politisches Handeln keineswegs nur dem Politiker vorbehalten und Aufgabe ist.

Unsere Welt ist in starker Bewegung, weil die Entrechteten in ihr ihre Menschenrechte suchen. Die Entrechteten — das sind die Opfer unserer Politik, unserer jesuslosen Politik, die Kolonialvölker und die Halbkolonialen, ferner die Opfer unserer Kriege, der blutigen Umwälzungen und der Ausbeutung, die vielen Millionen Vertriebener, Entwurzelter, körperlich und seelisch Verstümmelter, derer, die ihr täglich Brot nicht haben, derer, die nicht vergeben können und keine Vergebung finden, derer, die die Verbindung mit dem Vater mehr oder weniger verloren haben, auch die siegreichen Opfer von Krieg, Ausbeutung und blutigem Umsturz, die an ihrer Seele Schaden genommen haben, die um ihre Siege und Gewinne bangen und die ohne rechte Gemeinschaft mit dem Vater und mit den Brüdern Mangel und Unsicherheit leiden.

Eine Welt, deren Politik in solcher Weise alle Erdteile mit Krankheitskeimen übersät hat, verfällt notwendig dem Fieber. Aber was sich in unserer Welt heute regt, ist nicht nur krankhafte Unruhe. Dem Tode und Stillstand entgegen regt sich auch Leben und Genesung. Der Vater sucht die Kinder, und die Kinder suchen den Vater und die Brüder. Auch das regt sich in unserer nicht stillstehenden Welt. Das Leben, das in Jesus auf dieser Erde war, ist nicht erstorben. Er ist nicht nur Heiligenbild, verehrte Mumie und Museumsstück überall dort, wo sein Gebet nicht Geplapper, sondern Gebet ist: Unser Vater! Dein Vatername werde geheiligt! Dein Reich komme mit täglichem Brot für jedermann und gegenseitiger Vergebung und Hilfe gegen Versuchung und Übel, daß dein Vaterwille geschehe auf Erden!

Bitte wenden!

Wilhelm Mensching:

Jesus im politischen Zeitgeschehen.

Im Selbstverlag. 110 Seiten, broschiert 3 DM, Halbleinen 4,50 DM und Porto.
Bei Bezug von mindestens 5 Exempl. je 2,50 DM bzw. 4 DM und Porto. Etwaiger
Buchhändler Rabatt darüber hinaus kann nicht gewährt werden.

Aus dem Vorwort:

Dies Buch erwuchs aus Fragen der Gegenwart... „Wie soll ich mich zum Staat stellen?... Wie soll ich mich gegenüber eigener oder fremder schlechter Regierung verhalten, die unser Volk und andere Völker ins Unheil zu stürzen droht? Bin ich ihr Gehorsam schuldig? Wie weit? Und wie kann ich sie so bekämpfen, daß an die Stelle des Schlechten wirklich etwas Gutes tritt?... Wie stellte Jesus sich zu den politischen Aufgaben seiner Zeit?“... Möge es ein Anstoß sein, daß wir uns mehr Klarheit zu erarbeiten suchen über die Frage, die viele von uns ernst bedrängt: „Wie gestaltet sich politisches Handeln, wenn es von Gott, d. h. vom Geiste Jesu bestimmt wird?“

Es schrieben:

Diplomlandwirt A.: Dies Buch berührt ein hochaktuelles Gebiet. Wenn man etwa die Lutherbibel liest und möchte gern sich daraus ein Jesusbild formen, so wird mir das recht schwer. Man steht vor einer nahezu unübersteigbaren Mauer. Dies Buch hat nun in diese Mauer eine rechte Bresche geschlagen. Jesus tritt einem näher, wird wesentlicher, ja der Wesentlichste in unserm Dasein. Als ich es einem Postschaffner zum Lesen gab, sagte er mir: Einmal angefangen, kommt man von dem Buch nicht wieder los.

D. theol. B.: Das außerordentlich anregende und mit ungeheurem Fleiß erarbeitete und durchdachte Buch ward mir und wird vielen ein erschütternder Aufruf werden. Es hält einen in dauernder Spannung. Gerade heute, wo die Kirche um Rat und Hilfe im öffentlichen Leben angerufen ist, ist dies Buch eine große Hilfe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar dafür und wünsche dem Werk viele dankbare Leser.

Verlagsbuchhändler C.: Hier fand ich das, was ich seit meiner Jugend suchte und ahnte, so schlicht und klar und doch so tief erfaßt, daß ich herzlich beglückt bin.

Konsistorialrat Lic. D.: Dies Buch hat im Unterschiede von früheren Behandlungen des Themas manche ganz neuen Gesichtspunkte herausgefunden und Jesus als Politiker vielleicht zum ersten Male richtig gesehen. So werden gewisse Züge im Bilde Jesu deutlicher und schärfer.

Ingenieur E.: Das Buch hat mich tief ergriffen. Es ist die Befreiung vom geistigen status quo der Theologie zur Tat. Ich möchte es zur Jugendarbeit benutzen und vielen mitteilen.

Superintendent F.: Es erscheint mir das erste Buch in der ganzen Leben-Jesu-Forschung zu sein, das Jesu Sein und Wirken lückenlos aus der engen Verbindung mit dem Vater hervorgehen läßt. Und das nicht aus einer uns nicht mehr recht zugänglichen metaphysischen Spekulation heraus, auch nicht mit der Begründung durch ein Mirakel, sondern aus der grundsätzlich jedem Menschen möglichen Verbindung mit „dem von Gott“ in uns. So wird Jesus in einem überzeugenden Sinne „unser Bruder“ und wesentlich tiefer als in der rationalistischen oder liberalistischen Anschauungsweise Jesu als des großen Tugendlehrers oder religiösen Genies. Es redet eine ausgesprochen nüchterne Sprache, aber gerade dadurch wirkt die Darstellung.

Zu beziehen vom Verfasser Wilhelm Mensching, (20) Bückeburg, Freundschaftsheim. Postscheckkonto Hannover 18062.

In der Schweiz zu beziehen von Dr. Marcus Jucker, Zürich 4, Gartenhofstraße 7.

Die Fortsetzung „Die Apostel im polit. Zeitgeschehen“ ist in Vorbereitung.

Gute Waffen

gegen Feindschaft, Frechheit, Furcht und andere Fehler.

Erzählungen, herausgegeben von Wilhelm Mensching im Selbstverlag.

Heft 1

Hildegard Schaefer: Arme, die doch viele reich machen.
„ „ Mancherlei Nächste im KZ.
„ „ Polinnen, Russinnen und Deutsche im KZ.
H. F. Wilhelm: Wunderstille Güte.

Heft 2 (erscheint in Kürze)

Johann Peter Hebel: Der Husar in Neile.
Fürst Peter Kropotkin: Die Rache eines Leibeigenen.
Mathilde Wrede: Zwischen „Roten“ und „Weißen“.
Wilhelm Mensching: Meine alte schwarze Mutter.

Heft 3 (erscheint in Kürze)

Der „unverbesserliche Spaßvogel“ Thomas More.
Enttäuschte Soldaten werden Quäker.
Pennsylvanien, ein Versuch bahnbrechender Staatskunst.
Livingstone erschließt Afrika.

Die Reihe wird fortgesetzt und zu den gleichen Bedingungen geliefert wie die folgenden Hefte:

Europäische Provinz Deutschland

Jesus und der Krieg

Jesus und die Politik

Jesus, wie farbige Menschen in sehen (in Vorbereitung)

Asien und wir Weißen (in Vorbereitung)

Fluch und Segen der Religion (in Vorbereitung)

und andere

Jedes Einzelheft ist zum Preise von 50 Dpf. und Porto, 5 Hefte nach Wahl für 2 DM und Porto, 30 Hefte nach Wahl für 10 DM zu beziehen vom Verfasser bzw. Herausgeber Wilhelm Mensching, (20) Bückeberg, Freundschaftsheim, Postscheckkonto Hannover 18062.

In der Schweiz zu beziehen von Dr. Marcus Jucker, Zürich 4, Gartenhofstraße 7.

Aus griechischem Erbgut

Sokrates

ragt in der Menschheitsgeschichte durch tapfere Gewissensbefolgung hervor. „Es begann schon in meiner Kindheit, daß sich mir eine Art Stimme kundtut, die mich von dem zurückhält, was ich gerade vorhabe.“ In Athen 470 v. Chr. geboren, erlebte er als armer und bescheidener Steinmetz den Aufstieg der Stadt zur Großmacht, ihre Glanzzeit mit den berühmtesten Staatsmännern und Künstlern sowie stolzen Prachtbauten und ihren Niederbruch durch gewissenlose Machtgier, Krieg, Parteikämpfe und Tyrannei. Ohne Staatsamt trat er dem Verfall unermüdet entgegen, mahnte Hoch und Niedrig heiter-ernst zu Einsicht und Gewissensbefolgung und wirkte besonders auf die Jugend auch in höchsten Kreisen. Als einziger von 500 gewählten Richtern widersetzte er sich unter Lebensgefahr der Volksleidenschaft, die Massentodesurteile forderte. Ebenso verweigerte er den Tyrannen, die in 8 Monaten 1500 Bürger umbrachten, den Gehorsam. Im Jahre 399 wurde er 70jährig zum Tode verurteilt, weil er „die Jugend verderbe und nicht die Götter verehere, die die Stadt verehrt, sondern neue göttliche Wesen“. Er lehnte eine Flucht aus dem Gefängnis ab und trank nach Gesprächen über die Seele und Unsterblichkeit ruhig-heiter den Giftrichter.

(Aus der Verteidigungsrede.) Im Alter von mehr als 70 Jahren erscheine ich zum ersten Male vor Gericht. . . . Mein ganzes Tun wäre schlecht, wenn ich zwar (im Kriege) überall, wohin die Oberen mich stellten, so gut wie nur irgendeiner ausgehalten und der Gefahr getrotzt hätte, jetzt aber aus Furcht vor dem Tode oder sonst etwas meinen Posten verliesse, nachdem mir, wie ich zu glauben wage, der Gott den Auftrag gab, die Weisheit zu suchen und mich und andere zu prüfen. Das wäre wirklich schlimm. Dann könnte man mir in der Tat vorwerfen, ich glaube nicht an Götter, gehorche der Gottesweisung nicht, fürchte den Tod und halte mich für weise, ohne es zu sein. Denn den Tod fürchten, heißt wirklich nichts anderes, als sich für weise halten, ohne es zu sein. Man meint etwas zu wissen, was man in Wahrheit nicht weiß. Denn niemand weiß, ob der Tod nicht das größte Gut für den Menschen ist. Man fürchtet ihn aber, als wüßte man, er sei das größte Übel. . . . Ich weiß aber, daß es schlecht und schimpflich ist, Unrecht zu tun und einem Besseren, Gott oder Mensch, nicht zu gehorchen. . . . Selbst wenn ihr mich jetzt freigäbet und sagtet: „Wir sprechen dich frei unter der Bedingung, daß du dies Mahnen läßt“, dann würde ich sagen: „Ich achte und liebe euch; aber ich werde dem Gotte mehr gehorchen als euch; und so lange ich atme und es kann, will ich nicht aufhören, nach Weisheit zu suchen und, wem ich von euch begegne, zu mahnen und zu ermuntern: Bester Mann! Du Bürger der größten, durch Weisheit und Macht berühmtesten Stadt, schämst dich nicht, nach möglichst viel Geld, Ehre und Ruhm zu streben, während du dich um Einsicht, Wahrheit und möglichste Vollkommenheit deiner Seele nicht kümmerst? Und wenn dann jemand das bestreitet, werde ich ihn nicht gleich loslassen und gehen, son-

dern ihn fragen, ausforschen, prüfen und nötigenfalls tadeln, daß er das Wertvollste am wenigsten achtet, das Wertlosere aber mehr. Denn das befiehlt mir der Gott. Das müßt ihr wissen. Ich glaube auch: dem Staat ist noch niemals ein größeres Gut zuteil geworden, als mein dem Gott geweihter Dienst. Tue ich doch nichts anderes als umhergehen und jung und alt unter euch zu ermuntern, man müsse sich um Leib und Geld nicht so sehr bemühen wie um das möglichst beste Gedeihen der Seele. Dabei lehre ich: Mit dem Wohlstand kommt noch nicht die Tugend, wohl aber mit der Tugend der Wohlstand und alle anderen Güter für den einzelnen wie für den Staat . . . Sprecht mich frei oder nicht, ich werde nicht anders handeln, und wenn ich dafür mehrfach sterben müßte . . . Wenn ihr einen Mann wie mich hinrichtet, schadet ihr euch selbst mehr als mir. Denn mir kann ein Mann wie der Ankläger nicht schaden. Mir scheint, göttliches Gesetz gestattet nicht, daß ein schlechterer Mann einem besseren schadet. Er kann freilich seinen Tod, seine Verbannung oder Entrechtung erwirken. Er und manche andere halten so etwas für große Übel, ich aber nicht. Ich halte vielmehr für ein Übel, was jener tut, nämlich die Hinrichtung eines Unschuldigen betreiben. Ich denke jetzt gar nicht an meine Verteidigung, sondern daran, daß ihr euch nicht an der Gabe vergeht, die der Gott euch verliehen hat. Denn, wenn ihr mich tötet, werdet ihr nicht leicht jemand anders finden, der, vom Gott gegeben, für den Staat etwas Ähnliches ist wie eine Bremse für ein großes gutes Pferd, das wegen seiner Schwere etwas träge ist und des Stachels bedarf. Vielleicht aber ärgert ihr euch und tötet mich unbedacht wie Menschen, die im Schlaf gestört zuschlagen. Dann werdet ihr euer ganzes weiteres Leben verschlafen, falls sich der Gott nicht

erbarmt und euch jemand anders schickt. Ein Hinweis darauf, daß der Gott mich dem Staate gab, mag auch der Umstand sein, daß ich, anders als andere, viele Jahre Haus und Beruf zurückstellte und für euch tätig war, indem ich wie ein Vater oder älterer Bruder euch einzeln ermuntere, nach der Tugend zu streben. Wenn ich dadurch wenigstens Vorteile hätte! Zwar beschuldigen meine Ankläger mich schamlos, konnten ihre Schamlosigkeit aber nicht so weit treiben, einen Zeugen zu bringen, daß ich je Bezahlung gefordert hätte. Dagegen stelle ich für meine Worte einen, meine ich, vollgültigen Zeugen: meine Armut! . . . Nehmt es mir nicht übel, wenn ich die Wahrheit sage: Ein Mensch, der euch oder sonst einer Volksgruppe im Namen des Gewissens entgegentritt, um allerlei Unrecht und Gesetzwidrigkeit zu verhindern, muß ganz frei ohne öffentliche Stellung auftreten . . . Glaubt ihr, ich wäre so lange Jahre durchgekommen, wenn ich ein öffentliches Amt bekleidet hätte? . . . Es scheint mir nicht angemessen, daß ich so etwas (jammern oder um Freispruch betteln) tue. Das geschieht nicht aus Starrsinn oder Geringschätzung gegen euch, wohl aber aus Rücksicht auf meinen, euren und der ganzen Stadt guten Ruf . . . Der Richter sitzt nicht da, um nach Gunst zu urteilen, sondern nach dem Tatbestande. Dabei ist er an den Schwur gebunden, er werde nicht die begünstigen, die ihm lieb sind, sondern nach den Gesetzen richten. Würde ich euch durch Bitten überreden oder nötigen, etwas gegen euren Eid zu tun, so würde ich gerade dadurch Gottlosigkeit lehren und mich selbst durch meine Verteidigung recht eigentlich anklagen, daß ich nicht an Götter glaube. Aber es ist ganz anders: Ich glaube so ernst wie keiner meiner Ankläger an Götter und überlasse es darum euch und dem Gotte, über mich zu entscheiden, wie es für mich und euch am besten sein mag.

(Von schwacher Mehrheit verurteilt, sollte Sokrates eine Strafe beantragen.) Daß ich über meine Verurteilung nicht empört bin, hat manche Gründe, vor allem den, daß sie mir nicht unerwartet kam. Ich wundere mich vielmehr über das Stimmenverhältnis; ich hätte mehr verurteilende Stimmen erwartet . . . Was soll ich nun beantragen? Offenbar doch, was ich verdient habe . . . Ich suchte jedem die nach meiner Meinung größte Wohltat zu erweisen. Ich suchte jedem zuzureden, er möchte sich um das, was er ist, mehr kümmern als um das, was er besitzt, und darum, möglichst weise und gut zu werden. Was verdiene ich nun dafür? Etwas Gutes, falls der Antrag dem Verdienst entsprechen soll, und zwar etwas Gutes, wie es mir angemessen ist d. h. einem verdienten, bedürftigen Manne, der Muße braucht, um euch beraten zu können. Angemessen wäre, daß er Unterhalt auf Staatskosten erhält wie etwa die Olympiasieger, die euch scheinbare Ehre bringen, während er euch wirkliche Ehre bringt, und die den Unterhalt nicht brauchen, während ich ihn nötig habe. . . . Nun könnte jemand fragen: Sokrates, kannst du denn nicht schweigen und ruhig leben? Hierin sind manche von euch am schwersten zu belehren. Denn wenn ich sage, das wäre Ungehorsam gegen den Gott und darum unmöglich für mich, so hält man es nicht für meinen Ernst . . . Zudem kann ich nicht einräumen, daß ich Strafe verdiene. Freilich wollte ich, wenn ich Geld hätte, einer Geldstrafe, so hoch ich sie bezahlen könnte, zustimmen, denn das brächte mir keinen Schaden; aber ich habe nichts . . . Immerhin raten mir Platon, Kriton, Kritobulos und Apollodoros, ich solle 30 Minen Buße beantragen; sie wollen dafür bürgen. Also tue ich das.

(Zum Tode verurteilt.) . . . Ich bin freilich verurteilt, weil ich es an etwas fehlen ließ, nämlich an der Schamlosigkeit, vor euch zu reden, wie ihr es am liebsten hört, zu jammern, zu betteln und sonst allerlei zu sagen und zu tun, was, wie ich meine, meiner unwürdig wäre. Ich bereue nicht, mich auf meine Weise verteidigt zu haben . . . Im Kriege könnte man manchmal dem Tode entgehen, wenn man die Waffen wegwirft und um Gnade fleht. So gibt es in jeder Gefahr Mittel, dem Tode zu entgehen, wenn man es über sich gewinnt, alles zu tun und zu sagen. Es ist nicht schwer, dem Tode zu entrinnen, viel schwerer aber, der Schlechtigkeit zu entgehen. Sie läuft schneller als der Tod. . . .

(Zu den Richtern, die für Freispruch gestimmt hatten.) Bleibt bei mir, solange die Beamten noch zu tun haben, und bis ich dahin gehe, wo der Tod meiner wartet! Ihr seid mir freundlich gesinnt. Ich möchte euch den Sinn dieses Geschehens erklären. Verehrte Richter, euch darf ich mit Recht so nennen. Mir widerfuhr etwas Wunderbares: Die vertraute Weisung der Gottheit tat sich mir in der ganzen früheren Zeit immer wieder, wenn ich etwas Verkehrtes tun wollte, sehr lebhaft kund, widersetzte sich oft auch bei geringsten Anlässen. Jetzt ist mir widerfahren, was man für das wirklich Allerschlimmste hält und ansieht. Aber das Zeichen des Gottes warnte mich weder heute früh beim Weggehen von daheim, noch hier beim Betreten des Gerichtssaales, noch an irgendeiner Stelle meiner Rede, während es mir bei anderen Reden oft mitten im Sprechen Einhalt gebot. Bei dieser Verhandlung aber hat es mich nirgends von etwas abgemahnt, was ich tat oder sagte. Wie ist das zu erklären? Ich will es euch sagen:

Was mir widerfuhr, muß etwas Gutes für mich sein! . . . Ganz gewiß hätte das gewohnte Zeichen mich nicht ungewarnt gelassen, wenn ich nicht auf dem Wege zu etwas für mich Gutem wäre . . . Auch ihr, meine Richter, müßt mit Zuversicht dem Tode entgegengehen und diese eine Wahrheit bedenken, daß es für den redlichen Mann im Leben und Tode kein Übel gibt, und daß die Götter sein Tun und Treiben nicht unbeachtet lassen. So trifft auch mich jetzt mein Los nicht zufällig. Mir ist vielmehr klar: Es war für mich besser, jetzt zu sterben und von der Unrast des Lebens befreit zu werden. Darum ließ die warnende Stimme sich nicht hören, und ich zürne denen, die mich angeklagt und verurteilt haben, nicht besonders. Sie haben mich freilich nicht in solcher Gesinnung angeklagt und verurteilt, dachten vielmehr, mir zu schaden, und verdienen dafür Tadel . . . Doch jetzt ist es Zeit, daß wir gehen, ich zum Sterben, ihr zum Leben. Wer aber von uns dem besseren Lose entgegengeht, das weiß niemand außer dem Gotte.

(Im Kerker.) Da man niemals Unrecht tun darf, so darf man auch nicht, wie die Menge glaubt, Unrecht mit Unrecht vergelten. Also darf man keinem Menschen Böses zufügen, was man auch von ihm erlitten habe. Ich weiß, daß nur wenige dieser Meinung sind und sein werden. Überlege dir darum reiflich, ob du meine Meinung teilst. Ich bin nämlich wie bisher so auch heute davon überzeugt: Man muß das zürnende Vaterland ehren und es entweder eines Besseren belehren und überzeugen, wo das wahre Recht liegt, oder ihm gehorchen und gelassen dulden, wenn es uns etwas zu dulden auferlegt. Es ist jedoch gottlos, gegen Mutter oder Vater

Gewalt zu brauchen und erst recht gegen das Vaterland. (In der Todesstunde.) Daß wir hienieden wie auf einem Wachtposten stehen, und niemand sich eigenwillig davon entfernen und davonlaufen dürfe, scheint mir groß und tief überzeugend gedacht zu sein . . . Ein Mann, der nach Weisheit strebte und seiner Seele den ihr eingeborenen Schmuck von Gerechtigkeit, Besonnenheit, Mut, Freiheit und Wahrheit anlegte und so geschmückt auf die Fahrt ins Jenseits wartet, braucht um seine Seele nicht besorgt zu sein . . . (Auf die Frage nach Wünschen für die Familie.) Nichts anderes, als was ich schon immer gesagt habe: Denkt an euch selbst, an eure Seelen, dann werdet ihr alles, was ihr tut, mir und den Meinen und euch selbst zum besten ausrichten, auch wenn ihr mir jetzt nichts verspricht. Wenn ihr aber euch und eure Seelen vergeßt und sozusagen nicht mehr der Spur dessen folgt, was ich euch jetzt und früher gelehrt habe, dann werdet ihr es mir niemals recht machen, auch wenn ihr es mir jetzt noch so sehr verspricht . . . (Beim Ansetzen des Giftbechers.) Man soll wohl zu den Göttern beten, daß die Umsiedlung von hier nach dort glücklich vor sich geht. Darum bete ich also: Möge es so geschehen! (Als die Freunde laut aufweinten.) Was macht ihr Männer? Ich habe die Frauen doch gerade darum weggeschickt, damit sie so etwas nicht machten. Ich habe gehört, man müsse unter heiligem Schweigen sterben. Haltet also Ruhe und beherrscht euch! (Sein letztes Wort war ein Scherz:.) Kriton, wir schulden dem Heilgotte einen Hahn! Opfere ihm den! Vergeßt es nicht!

Zusammengestellt von Wilhelm Mensching, Bückeberg, Freundschaftsheim

Die Heftchen der Reihen „Aus deutschem Erbgut“, „Aus nordischem Erbgut“ usw. sowie Prospekte darüber sind zu beziehen von Leonhard Friedrich, Verlagsbuchhandlung, Bad Pyrmont, Bismarckstr. 37
Satz und Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach